**(58)** **Texte 4: Hans Schubert/Mark Siegelberg: *Die Masken fallen* – Ruth Maier: *Tagebuch September – Dezember 1938***

Ein Bericht der in Genf erscheinenden *Corresponcance Juive* vom 6. Mai 1938 vermittelt einen Eindruck vom Ausmaß der antisemitischen Ausschreitungen, die sich als Folge des deutschen Einmarsches in Wien vollziehen:

„Wien, Mai 1938. Nachdem die Regierung Schuschnigg unter dem Druck der deutschen Regierung ihren Rücktritt bekannt gegeben hatte, versammelte sich im Wiener Stadtzentrum, wo sich die Verwaltungsgebäude befinden, eine Menge nationalsozialistischer Demonstranten. Unter der Parole ‚Auf in die Leopoldstadt!‘ zogen tausende Menschen zum zweiten Bezirk, in dem gut die Hälfte der jüdischen Bevölkerung der Stadt lebt. Es folgte eine Nacht der Plünderungen und Morde. […] Der Pogrom dauerte bis Montagmittag. Nicht nur Geschäfte, sondern auch Wohnungen wurden geplündert.

Banden der Hitler-Jugend vernagelten die Türen jüdischer Geschäfte und brachten in der ganzen Gegend Plakate mit dem Aufruf an: ‚Arier! Kauft nicht bei Juden!‘ Im jüdischen Viertel wurden Einwohner durch die Straße getrieben, um den Hals hängte man ihnen Schilder mit der Aufschrift: ‚Dieses Schwein kauft bei Juden!‘ oder: „Nur Idioten und Dreckskerle kaufen bei Juden!‘ […]“

„Am 24. April wurde der Oberrabbiner von Wien, Dr. Israel Taglicht, auf dem Heimweg von der Synagoge von einer Nazibande überfallen und gezwungen, sich mit einem Schild ‚Arier! Kauft nicht bei den Juden!‘ vor ein kleines jüdisches Geschäft zu stellen. Am 25. April wurden alle jüdischen Kaffeehäuser geschlossen und die Inhaber gezwungen, in großen Lettern das Wort ‚Jude‘ auf die Schaufenster zu malen. Das britische Konsulat legte eine Beschwerde ein, weil Juden gezwungen wurden, direkt unter den Fenstern des Konsulats Autos von Nazis zu waschen. Am Montag, dem 25. April, wurden hunderte ältere Juden, unter ihnen auch Frauen, gezwungen, mehrere Kilometer im Stechschritt durch die Stadt zu marschieren. In den jüdischen Vierteln zwang man sie, niederzuknien und Übungen zu machen, usw.“[[1]](#footnote-1)

Der offene Terror löste unter der jüdischen Bevölkerung Panik aus. Ein Großteil der Betroffenen versuchte, den deutschen Machtbereich schnellstmöglich zu verlassen. Insgesamt flohen in der Zeitspanne zwischen dem deutschen Einmarsch und dem Beginn des Zweiten Weltkrieges mehr als 130 000 Personen aus Österreich.[[2]](#footnote-2) Die Emigration war die einzige Möglichkeit, der allenthalben herrschenden Gewalt und der Gefahr, in ein Konzentrationslager überführt zu werden, zu entkommen.

Für einen Teil der jüdischen Bevölkerung waren die Hürden, die einer Emigration entgegenstanden, jedoch nahezu unüberwindbar. Ohne Kontakte zum Ausland und ohne die erforderlichen finanziellen Mittel war an eine Emigration nicht zu denken. Hinzu kamen die immensen bürokratischen Hindernisse. Um die erforderliche Ausreiseerlaubnis und das Einreisevisum für das Aufnahmeland zu erhalten, waren quälende, demütigende, in Bezug auf die zeitliche Dauer und die Erfolgschancen gar nicht absehbare Prozeduren zu durchlaufen. Ohnehin war die Bereitschaft der europäischen bzw. außereuropäischen Staaten, jüdischen Emigranten Einreisevisa zu erteilen, gering. Es bedurfte Standhaftigkeit, Einfallreichtums und eines Quäntchen Glücks, um zum Ziel zu gelangen. Die Folgen, die sich aus dieser Sachlage ergaben, waren verhängnisvoll: Angesichts der Schwierigkeiten stellten viele der Betroffenen den Plan einer Emigration zurück. Wer in Österreich blieb, wurde in der Regel Opfer des Holocausts.

Etwas besser gestaltete sich die Situation für diejenigen, die über familiäre oder berufliche Verbindungen in eines der Emigrationsländer verfügten. Aus dieser Problemlage resultierte ein charakteristisches Verhaltensmuster. In der Hoffnung, dass in absehbarer Zeit die Möglichkeit bestehen werde, die restlichen Familienangehörigen nachzuholen, emigrierten als erste diejenigen, die besonders gefährdet waren. Das Zeitfenster, in dem eine Emigration überhaupt möglich war, schloss sich jedoch schnell. Die Angehörigen blieben im deutschen Machtbereich. – Die Wahl des Aufnahmelandes wurde in vielen Fällen von Bedingungen bestimmt, auf die der Ausreisewillige keinen oder nur geringen Einfluss hatte. Glück und die Hilfsbereitschaft fremder Personen waren von entscheidender Bedeutung. Aufschlussreich ist der Bericht des Arztes Victor Spira. In einem Brief an Peter Eppel, 45 Jahre nach der erfolgreichen Emigration, schildert Spira, wie es ihm und seiner Familie gelang, in die USA auszuwandern. Was er über die Schwierigkeiten und die Vorgehensweise berichtet, bis sich endlich ein Ausweg zeigte, ist charakteristisch für die Situation:

„Wir waren völlig unvorbereitet, wie so viele andere […]. Warum ich gerade in die USA ausgewandert bin? Das war eigentlich ein Zufall […]. Wir wußten, daß wir auswandern mußten, hatten aber keine Ahnung, wohin. Ich bin damals in Wien von einem Konsulat zu anderen, von einer Gesandtschaft zur anderen, von einer Schifffahrtsgesellschaft zur anderen gelaufen, habe Briefe in aller Herren Länder geschrieben, nach Albanien, Mexiko, Kamerun, Schanghai, Südamerika, studierte in Bibliotheken Einwanderungsbestimmungen verschiedener Länder – alles vergeblich. Die Vereinigten Staaten verlangten das berühmte ‚Affidavit of Support‘, bevor sie ein Einwanderervisum ausstellten, d.h. die Bürgschaft eines amerikanischen Staatsbürgers, daß der Neueinwanderer dem amerikanischen Staat nicht finanziell zur Last fallen würde. Und das schien zunächst unmöglich, weil wir in den Vereinigten Staaten niemanden kannten, den wir um diese Bürgschaft hätten bitten können. Schließlich kam jemand auf eine wilde, phantastische Idee: wir suchten in amerikanischen Telefonbüchern ein paar Leute heraus, die Spira hießen, schrieben ihnen und baten sie uns das nötige ‚affidavit‘ auszustellen, unter Berufung auf eine mögliche und sicher weit entfernte Verwandtschaft. Erstaunlicherweise gelang es; Leute unseres Namens waren anständig, hilfreich, großherzig und halfen uns, das Visum zu bekommen. (Die Garantie war natürlich nur eine Formalität, unsere Bürgen mußten nie einen Groschen für uns ausgeben.)“[[3]](#footnote-3)

Mit welchen Ängsten Menschen leben mussten, die durch Angehörige Kenntnis von dem in den Konzentrationslagern herrschenden Terror hatten, geht aus der Darstellung hervor, mit der Ruth Klüger, zu diesem Zeitpunkt acht Jahre alt, über die abendlichen Gespräche im Familienkreis berichtet. Das Getuschel der Erwachsenen ist von Geheimnis umgeben. Das Kind reagiert mit alterstypischer Neugier, erfährt jedoch nur langsam einiges über den Terror:

„Der Tod, nicht Sex war das Geheimnis, worüber die Erwachsenen tuschelten, wovon man gern mehr gehört hätte. Ich gab vor, nicht schlafen zu können, bettelte, daß man mich auf dem Sofa im Wohnzimmer […] einschlafen ließe, schlief dann natürlich nicht ein, hatte den Kopf unter der Decke und hoffte, etwas von den Schreckensnachrichten aufzufangen, die man am Tisch zum besten gab. Manche handelten von Unbekannten, manche von Verwandten, immer von Juden. Da war einer, sehr jung, sagen wir Hans, ein Cousin meiner Mutter, den hatten sie in Buchenwald, aber nur auf Frist. Dann war er nach Haus zurückgekommen, war verschreckt, hatte schwören müssen, nichts zu erzählen, erzählte auch nichts, oder doch, oder nur seiner Mutter? Die Stimmen am Tisch, undeutlich aber eben noch hörbar, waren fast ausschließlich Frauenstimmen. Man hatte ihn gefoltert, wie ist das, wie hält man das aus? Aber er war am Leben, Gott sei Dank.“[[4]](#footnote-4)

Nach Kriegsende und somit nach der eigenen Rettung besucht Ruth Klüger ihren Cousin in Großbritannien. Er berichtet jetzt ausführlich über seine Haft in Buchenwald. Von den traumatischen Erfahrungen ist er auch jetzt noch nicht frei:

„Und Hans erzählt. Er beantwortet meine Fragen. Ich will es genau wissen, und er erzählt es genau, nicht ohne eine gewisse ächzende Umständlichkeit, wie das war, die Verrenkungen der Glieder, er kann das erklären, sogar zeigen. Und die Rückenbeschwerden, die er noch heute hat, die von damals datieren. Und doch ebnen seine Einzelheiten diese Qual ein, und nur aus dem Tonfall hört man das Anders-, Fremd- und Bösartige heraus. Denn die Folter verläßt den Gefolterten nicht, niemals, das ganze Leben nicht.“[[5]](#footnote-5)

Das sind Erfahrungen, von denen in gleicher Form auch Jean Améry spricht. Die Erinnerung von Haft und Folter wird zu einem lebenslangen Begleiter.[[6]](#footnote-6) Das trifft für den Cousin Hans zu, ebenso – ohne dass der Tatbestand an dieser Stelle direkt angesprochen wird – für Ruth Klüger, die zusammen mit ihrer Mutter die KZ-Haft in unterschiedlichen Lagern überlebte sowie den sich anschließenden Todesmarsch.

Der Bericht löst darüber hinaus bei Ruth Klüger die Erinnerung an ihre Großtante, die Mutter von Hans, und deren Schicksal aus. Dieser Großtante gelang die Emigration nicht. Sie starb den Gastod. Die achtjährige Ruth hatte seinerzeit unter der vermeintlichen Tyrannei dieser Frau gelitten. Während das unbotmäßige kleine Mädchen Ruth das Konzentrationslager überlebte, war die Großtante hier ermordet worden. Aus dieser Erinnerung entwickelt sich bei Ruth Klüger eine Phobie vor einem erneuten Zusammentreffen mit Hans. Die Überlebenden empfinden ihr Überleben als eine „Schuld an den Ermordeten“:

„Doch der eigentliche Grund, warum ich mich scheue, Hans noch einmal zu besuchen, ist mein schlechtes Gewissen. Hans‘ Mutter, meine Großtante, hat auch diesen jämmerlichsten Tod erlitten, den in der Gaskammer. Die hab ich gut gekannt, denn als mein Vater verhaftet wurde und wir nicht länger im 7. Bezirk bleiben durften, teilten meine Mutter und ich zunächst eine Wohnung mit Hans‘ Eltern. Die Tante bleibt für mich der Mensch, der mir verbot, nach dem Kirschenessen Wasser zutrinken, weil das schädlich sei […].“ [[7]](#footnote-7)

Die Erinnerung wird auf diese Weise zu einem lebenslangen Trauma.

**Hans Schubert/Mark Siegelberg: *Die Masken fallen***

In Victor Spiras Brief taucht als mögliches Emigrationsziel auch der Name „Shanghai“ auf. Während des Zweiten Weltkrieges dürften etwa 18 000 bis 20 000 Emigranten hier Zuflucht gefunden haben,[[8]](#footnote-8) darunter ca. 4 000 Flüchtlinge aus Österreich.[[9]](#footnote-9) Ende 1938 wurden in Shanghai bereits rund 1 500 Emigranten gezählt; im Laufe der folgenden Monate, also nach den Novemberpogromen, trafen 12 000 weitere Flüchtlinge ein. In der Geschichte des Exil ist das ein in der Größenordnung beispielloser Fall.[[10]](#footnote-10)

Der Zustrom erklärt sich aus der Tatsache, dass für die Einreise nach Shanghai kein Visum erforderlich war. Diese Visumsfreiheit hatte historische Gründe. Shanghai war nach dem britisch-chinesischen Opiumkrieg unter Zwang für den europäischen Handel geöffnet worden. Zu den umfangreichen Privilegien, die den europäischen Kaufleuten dabei eingeräumt wurden, gehörte auch der exterritoriale Charakter ihrer Niederlassungen und, damit verbunden, die Visumsfreiheit.[[11]](#footnote-11) – Die Lebensbedingen hier waren katastrophal, und zwar sowohl aufgrund der klimatischen als auch der hygienischen Bedingungen. Wer in Shanghai Zuflucht suchte, tat dies aufgrund einer ausweglosen Notlage:

„Die Emigranten waren von ihrer ihnen völlig fremden Umgebung nahezu gänzlich abgeschnitten, eine wirtschaftliche, soziale oder kulturelle Integration oder gar Assimilation war für die Flüchtlingskolonie nicht denkbar. In dieser isolierten Situation waren die Exilanten – abgesehen von der wirtschaftlichen Unterstützung der Komitees – auf sich selbst verwiesen. Die Emigranten bildeten eine Enklave innerhalb einer Enklave.“[[12]](#footnote-12)

Die zahlreichen Berichte der Shanghai-Emigranten sind geprägt von diesen Erfahrungen. In einem Rundschreiben des Hilfsvereins der Juden in Deutschland (28. Oktober 1938) wird vor der Emigration nach Shanghai sogar ausdrücklich gewarnt:

„Das ständig wachsende Auswanderungsbedürfnis unserer Menschen bei gleichzeitiger Verengung der Einwanderungsmöglichkeiten hat in der letzten Zeit eine ausserordentlich starke Auswanderung nach Shanghai zur Folge gehabt, nur weil die dortigen Einreisebestimmungen leicht zu erfüllen waren und sich infolgedessen die Möglichkeit ergab, in besonders dringenden Fällen die Auswanderung rasch durchzuführen. Doch ist jetzt die Zahl der schon in Shanghai befindlichen Immigranten bereits so gross, dass die meisten von der Wirtschaft des Landes nicht mehr absorbiert werden können. […] Selbst hervorragend qualifizierte Spezialisten haben in Shanghai kaum noch Aussichten.“[[13]](#footnote-13)

Diese Warnung wird durch die Mitteilung eines Shanghai-Emigranten unterstrichen, in der sich dieser eindeutig über die Schwierigkeiten äußert, den Lebensunterhalt mit Hilfe spezifischer beruflicher Qualifikationen zu bestreiten:

„Damen und Herren, die perfekt drei Sprachen: französisch, englisch und deutsch, manchmal sogar chinesisch beherrschen, sind dem schrecklichsten Elend preisgegeben […].“

„Ein ganz erstklassiger Konditor oder Uhrmacher oder Goldschmied könnte sich hier über Wasser halten. Shanghai ist de facto der elendste Platz der Welt heute, überlaufen von Emigranten und Flüchtlingen, umgeben von einer eingeäscherten Chinesenwelt und bedroht von schwersten Epidemien […] und politischen Konflikten.“

„Es gibt hier keine Unterstützung der Arbeitslosen und keine Krankenkassen. Es ist absolut ein Kolonialland, in dem sich der Weisse nur sehr bedingt halten kann. Dazu ist das Klima so, dass man nicht zu primitiv leben kann, weil man dann einfach verkommt.“[[14]](#footnote-14)

Für diejenigen, die in KZ-Haft waren und die nur aufgrund des Nachweises ihrer bevorstehenden Emigration Hoffnung auf Entlassung hatten, jedoch kein Visum eines potentiellen Aufnahmelandes erhalten konnten, war die Emigration nach Shanghai trotzdem der einzigmögliche Ausweg.[[15]](#footnote-15) – Michael Philipp charakterisiert eindringlich den kollektiven Erfahrungshintergrund der Shanghai-Emigranten:

„Diejenigen Flüchtlinge, die bis 1939 im ‚Dritten Reich‘ aushielten, hatten sechs Jahre Entrechtung, Unterdrückung und Bedrohung hinter sich. Die österreichischen Juden hatten noch bis zum ‚Anschluß‘ ihres Landes im März 1938 in bürgerlicher Normalität gelebt, dann aber unter extremen antisemitischen Kampagnen und Aktionen leiden müssen. Mit individuellen Unterschieden teilten alle Shanghai-Emigranten diese Erlebnisse. Sie bildeten eine kollektive Erfahrungsgrundlage, wie sie in diesem Ausmaß innerhalb der Emigration nirgendwo sonst anzutreffen ist. Außergewöhnlich ist auch der relativ hohe Anteil derjenigen, die in einem Konzentrationslager inhaftiert gewesen waren. Mehrere Dutzend, vielleicht sogar einige hundert Männer kamen direkt aus den Konzentrationslagern Buchenwald oder Dachau nach Shanghai.“[[16]](#footnote-16)

**\***

Diese Problemlage ist der Ausgangspunkt eines Theaterstücks mit dem Titel *Die Masken fallen.* Es wurde am 9. November 1940 in den Räumen der britischen Gesandtschaft in Shanghai aufgeführt. Die Verfasser sind Hans Schubert und Mark Siegelberg.[[17]](#footnote-17) Beide wurden 1938 in ein KZ deportiert: Schubert nach Dachau, Siegelberg ebenfalls nach Dachau und anschließend nach Buchenwald. Sie emigrierten 1939 nach Shanghai. Dass das Stück in Räumen der britischen Gesandtschaft und nicht wie sonst üblich in öffentlichen Räumen aufgeführt wurde, hatte den Grund darin, dass der deutsche Konsul Repressionen angedroht hatte und die offiziellen jüdischen Organisationen aus Furcht vor Sanktionen diesem Druck nachgegeben hatten.[[18]](#footnote-18)

Bei *Die Masken fallen* handelt es sich um ein „Zeitstück“ im Sinne des in der Weimarer Republik entwickelten dramatischen Typus.[[19]](#footnote-19) Die Wirkung des Zeitstücks ist moralisch-appellativ. In der künstlerischen Konzeption folgt das Zeitstück traditionellen Mustern. Es handelt sich um nahezu paradigmatische Einfühlungsdramatik. Zeitstücke nehmen Bezug auf einen aktuellen, in der Öffentlichkeit diskutierten Sachverhalt: in der Weimarer Republik die Diskussion über den Abtreibungsparagraphen, Mängel in der Fürsorgeerziehung bzw. über die „Verwahrlosung der Jugend“. In der künstlerischen Konstruktion basiert das Zeitstück auf der Identifikation des Publikums mit den auf der Bühne agierenden Personen. Von den Zuschauern wird Parteinahme verlangt. Die Voraussetzung dafür ist ein Szenarium, das dem Publikum vertraut ist. Für das Publikum waren diese Elemente in *Die Masken fallen* auf beispielhafte Weise vorhanden: Sie waren alle Shanghai-Flüchtlinge.

Das Stück spielt in Wien kurz vor bzw. nach dem „Anschluss“; es thematisiert den für die jüdischen Teil der Bevölkerung völlig unerwarteten politischen Umschwung, die Demütigung, Stigmatisierung und Beraubung durch die Nachbarn, die Hilflosigkeit gegenüber den Verfolgungsinstanzen, die massenhaften Überführungen Unschuldiger in die Konzentrationslager, die verzweifelten Bemühungen von Verwandten und Freunden um die Freilassung der Inhaftierten und den Kampf um Visa und Ausreisegenehmigungen. Die Flucht nach Shanghai aber wurde selbst dann nur möglich, wenn Außenstehende Unterstützung leisteten. Damit thematisierte das Stück nicht nur eine politische Konstellation, sondern die Problematik charakterlicher Stärke in Ausnahmesituationen.

Die Handlung lässt sich mit wenigen Worten zusammenfassen. Christine, die Frau des politischen Journalisten Paul Brach, will sich scheiden lassen, weil ihr Mann – Chefredakteur einer antinationalsozialistischen Zeitung – sich in den letzten Jahren nur um Politik und um seine Zeitung, aber nicht um sie und die Tochter Susi gekümmert hat. Brach ist Jude, seine Frau Nichtjüdin. Die unterschiedliche Religionszugehörigkeit spielt für beide keine Rolle. Um ihren Mann heiraten zu können, hatte Christine jedoch mit ihrer Familie gebrochen. Jetzt will sie einen Freund ihres Mannes, Ludwig Huber, heiraten. Brach fühlt sich durchaus schuldig an der Entfremdung. Er ist sich auch bewusst, dass er Christine den Eindruck vermittelt hat, sie sei ihm gleichgültig geworden. Obwohl er seine Frau und die Tochter liebt, sieht er sich nicht imstande, sein beruflich-politisches Engagement aufzugeben.

Um die Scheidung zu beschleunigen, bedient sich Huber der juristischen Hilfe des Anwalts Dr. Forstner, eines führenden, bei Beginn der Handlung noch illegalen Nationalsozialisten. Bevor die Scheidung vollzogen ist, unmittelbar nach dem Einmarsch der deutschen Truppen, wird das Pseudonym, unter dem Brach seine Attacken gegen den Nationalsozialismus publiziert hat, entlarvt. Er wird verhaftet und in ein KZ überwiesen. Christine erkennt in diesem Augenblick die wahre Problemlage. Sie reagiert auf Pauls Verhaftung, indem sie das Scheidungsverfahren verzögert, und nutzt die politischen Verbindungen des Anwalts, um Paul aus dem KZ zu befreien. Unter der Bedingung, dass Christine sich scheiden lässt, setzt Forstner seine Verbindungen zur NSDAP und der Gestapo für die Freilassung Paul Brachs ein. Dies zieht sich über ein Jahr lang hin. Die Freilassung erfolgt unter der Bedingung der sofortigen Emigration. Während dieses Jahres bemüht sich Christine verzweifelt, aber erfolglos, das für die Emigration erforderliche Visum zu erhalten. Als Ausreiseziel kommt daher letztlich nur Shanghai infrage. Fahrkarte und Ausreisegenehmigung sollen Brach unmittelbar vor der Abreise übergeben werden, ohne dass es noch einmal zu einer Begegnung zwischen Christine und Brach kommt. Vorgesehen ist, dass Brach zusammen mit seinem Vater emigriert.

Am Bahnhof wird Brach von Christine, seinem Vater sowie von Huber und Forstner erwartet. Von seinem Vater erfährt er, dass Christine das Scheidungsverfahren nur aus dem Grund fortgesetzt hat, um mit Hubers und Forstners Hilfe Brachs Entlassung zu erreichen. Christine verlangt nach einer vertraulichen Unterredung mit Paul. Die zur Verfügung stehende Zeit ist knapp, der Zug steht unmittelbar vor der Abfahrt. Brach hält eine Aussprache zunächst für zwecklos; Christine macht ihm jedoch deutlich, dass sie in den „furchtbaren Monaten des Alleinseins“, als Paul sich im Konzentrationslager befand, gemerkt habe, dass sie ihn noch immer liebe. Nur um ihn zu retten, weil er sonst ermordet worden wäre, habe sie eingewilligt, sich scheiden zu lassen. – Während dieses Gesprächs wird Paul Brach ein Kuvert zugesteckt. Es enthält die Fahrkarten und die Schiffspassagen für ihn und seinen Vater. Dieser lässt Paul die kryptische Nachricht übermitteln, ‚man solle sich nicht um ihn sorgen‘. In diesem Moment wird Brach und Christine die Möglichkeit bewusst, *gemeinsam* ins Exil zu gehen, jedoch den Zug zunächst getrennt zu besteigen, um bei Forstner und Huber keinen Verdacht zu erregen. Paul zögert, da er an seinen Vater denkt, der in diesem Fall zurückbleiben müsste. Der Vater nimmt Paul die Entscheidung ab. Um Christine die Mitfahrt zu ermöglichen, stürzt er sich vor einen einfahrenden Zug. Paul und Christine werden gemeinsam mit ihrem Kind zuerst nach Triest fahren und von dort mit dem Schiff weiter nach Shanghai. Die letzten Worte des Stücks äußern zwei Randgestalten über den Freitod von Pauls Vater:

„Frauenhofer: Na endlich, was war denn los?

Grubacher: Die ganze Aufregung war einen Schmarr’n wert.

Frauenhofer: Was, ist gar keiner hin?

Grubacher: Ja, aber es war nur ein Jud!

Frauenhofer: Na, alsdann, wieder einiger weniger! Herr Ober, zwei Flaschen Grinzinger!“[[20]](#footnote-20)

**Ruth Maier: *Tagebuch September – Dezember 1938***

Von Mai 1933 und bis November 1942, dem Datum ihrer Deportation nach Auschwitz, führt Ruth Maier, eine junge Heranwachsende aus einer jüdischen bürgerlichen Wiener Familie, ein Tagebuch, anfänglich ein „Jungmädchen-Tagebuch“, ab September 1938 – Ruth Maier ist zu diesem Zeitpunkt knapp 18 Jahre alt – das Diarium einer jungen Frau, die aus der Perspektive einer vom Antisemitismus Betroffenen kenntnisreich und mit klarem Urteil, gleichzeitig aber auch mit erstaunlicher Distanz über die Ausschreitungen spricht, die sie tagtäglich erlebt. Sie schildert eindrucksvoll das Verhalten der nichtjüdischen Umwelt: blanken Hass und Brutalität, gespeist aus Opportunismus und Ressentiments. Gleichzeitig registriert sie minutiös die Veränderungen, die sie in ihrer eigenen Haltung gegenüber dieser Umwelt verspürt, verleiht ihrem Abscheu über dieses Verhalten Ausdruck, geht auf die aktuelle politische Entwicklung, vor allem auf Kriegsgefahr, ein, auch auf den religiös fundierten jüdischen Nationalismus, der sich – in Form des Zionismus – als Reaktion auf den Antisemitismus an ihrer Schule immer deutlicher bemerkbar macht, und äußert sich zu den Chancen wie zu den Gefahren, die sich aus der Sudetenkrise, dem nächsten Ziel von Hitlers Politik, ergeben. Ruth Maiers Tagebuch ist das beeindruckende Zeugnis einer kosmopolitischen Pazifistin und Intellektuellen, die durch ihre Schilderungen verdeutlicht, wie sich eine ihr vertraute Welt auf katastrophale Art und Weise verändert.

Ruth Maier wurde am 10. November 1920 in Wien geboren. Zusammen mit ihrer jüngeren Schwester Judith wuchs sie in einer religiös nicht gebundenen Familie auf. Ihr Vater war Generalsekretär der österreichischen Postgewerkschaft sowie des Verbands der internationalen Postgewerkschaften. Er verstarb, als Ruth 13 Jahre alt war. Im Herbst 1938, im Rahmen der planmäßigen Segregation der jüdischen Bevölkerungsgruppe, muss die Familie Maier zwangsweise ihre bisherige, moderne Wohnung im Stadtbezirk Währing aufgeben und in eine Untermieterwohnung in der Leopoldstadt, dem traditionellen jüdischen Wohnviertel Wiens, umsiedeln.[[21]](#footnote-21) Ungefähr zur gleichen Zeit wechselt Ruth zwangsweise in das jüdische Chajes-Gymnasium über. Jüdische Schüler dürfen die öffentlichen Schulen nicht länger besuchen.

**\***

Das Tagebuchheft, in dem die Vorgänge geschildert werden, die sich im Verlauf des „Anschlusses“ ereignen, ist nicht überliefert. Es ist möglicherweise von Ruth Maier selber vernichtet worden. Im September 1938 legt sie ein neues Tagebuchheft an. – Es beginnt mit einer Distanzierung vom vorhergehenden Heft:

*„Dienstag, 27. September 1938, Wien*

Ich hab‘ es aufgegeben, mein voriges Tagebuch, in dem ich abwechselnd meiner Angst, Feigheit, Hoffnung etc. Ausdruck gebe. Wovor? Vor dem, wofür die deutsche Sprache das schöne Wort ‚Krieg‘ kennt. Ich will versuchen, die Lage darzustellen, möglichst gelöst von meinen persönlichen Gefühlen.“[[22]](#footnote-22)

Hinter dieser Distanzierung verbergen sich vermutlich komplexe Überlegungen. Soweit den ein wenig kryptischen Formulierungen zu entnehmen ist, meint Ruth Maier, durch die Ereignisse im Umfeld des „Anschusses“ zeitweilig in Panik geraten zu sein. Nun korrigiert sie ihre damaligen Äußerungen. Nach wie vor ist sie zwar der Meinung, dass ein Krieg negative Auswirkungen haben wird, aber zugleich hat sich bei ihr die Auffassung durchgesetzt, dass andere Möglichkeiten, den Pogromen und Massenausschreitungen ein Ende zu setzen, nicht bestehen, so dass militärisches Vorgehen gegen das Dritte Reich zum einzigen Mittel wird, dem Inferno, das in Österreich Realität geworden ist, ein Ende zu bereiten

Es folgt eine Bestandsaufnahme des Geschehens, das sich zwischen März und September 1938 vollzogen hat. Ruth Maier zerlegt den Vorgang in unterschiedliche Einzelmomente. Sie lenkt den Blick dabei auf die Akteure, verständlicherweise in erster Linie auf Hitler, dann auch auf Kurt Schuschnigg, den Bundeskanzler, und auf Kardinal Innitzer.[[23]](#footnote-23) Die Euphorie beim Einmarsch der deutschen Truppen – so Ruth Maier – war eine Auswirkung von Hitlers Agitation gewesen und in dieser Beziehung mit der Erwartung verbunden, dass sich die politische, vor allem aber die wirtschaftliche und soziale Lage Österreichs umgehend bessern werde. Als diese Verbesserung ausblieb, haben sich die antisemitischen Ausschreitungen noch ein weiteres Mal verstärkt. Auf die Motive der Akteure lenkt Ruth Maier den Blick: Das Ausbleiben der erhofften Besserung wird zum Nährboden immer neuer Pogrome. Die damit einhergehende Unzufriedenheit großer Bevölkerungsteile wird auf „die Juden“ abgelenkt. Sie sind die Sündenböcke:

„Als Hitler Österreich im März annektierte, da war von Krieg überhaupt keine Rede. Sämtliche Österreicher jubelten und taumelten vor Begeisterung. Fahnen wurden gehisst, man fiel sich gegenseitig vor Freude in die Arme und küsste sich.

Schuschnigg, der bisherige Machthaber, von England und Frankreich und Italien im Stich gelassen, wurde abwechselnd im Hotel Metropol und im Belvedere gefangen gehalten. Kardinal Innitzer gab Großdeutschland den Segen. Die Juden wurden von ihrer bis dahin, wenn auch nicht gleichberechtigten, so doch menschenmöglichen Stellung zu Unmenschen, Schweinen etc. degradiert.

Bald nach dem Anschluss machten sich ärgerliche Stimmen bemerkbar. Man hätte sich das alles ganz anders vorgestellt.

Diese Unzufriedenen wurden aber bald von Judenhetzen und dergleichen abgelenkt.“[[24]](#footnote-24)

Das ist ein Urteil über die politische Entwicklung, das von einem sozialdemokratischen Analytiker hätte formuliert werden können.[[25]](#footnote-25)

Es schließen sich Bemerkungen über das aktuelle politische Geschehen an. Der Ansatzpunkt ist dabei die Sudetenkrise. Auch hier wird zuerst die zeitliche Abfolge der Ereignisse den Ausgangspunkt rekapituliert. Unterschwellig wird deutlich, dass Ruth Maier Hitlers Zusicherung, dies sei „die letzte territoriale Forderung“, für absolut unglaubwürdig hält. Ihre Hoffnung richtet sich daher auf eine militärische Intervention Frankreichs und Großbritanniens zugunsten der Tschechoslowakei. Nur dadurch kann den deutschen Drohungen und der nachfolgenden Aggression ein Ende gesetzt werden:

„Am 26. September überreicht Hitler ein deutsches Memorandum an Prag: Abtretung der rein deutschen Gebiete. Volksabstimmung in den übrigen deutsch-tschechischen Gebieten. Hitler versichert in einer Rede vom 26. September, dies sei die letzte territoriale Forderung, die Deutschland in Europa zu stellen habe. Er begreife, dass einem 30-Millionen-Volk wie Polen der polnische Korridor, also der Zugang zum Meer, *unbedingt* ein Lebensbedürfnis sei. Auf Elsass-Lothringen habe er es nie abgesehen gehabt. Die dortige deutsche Bevölkerung sei am glücklichsten, wenn um sie nicht gekämpft werde. Von Südtirol rede er gar nicht. An der dortigen Grenze sei ein *Strich* gemacht. Mussolini und er hätten sich immer vertragen. Bei Sudetendeutschland aber hätte seine Friedensliebe Halt gemacht. Das deutsche Volk dürfe und werde nicht mehr mit ansehen, wie deutsches Blut geknechtet werde. Das deutsche Memorandum sei überreicht worden. Bis 1. Oktober habe nun die Tschechoslowakei ‚ja‘ oder ‚nein‘ zu sagen. ‚Herr Beneš, Sie haben zu entscheiden.‘ Das waren seine letzten Worte.“[[26]](#footnote-26)

Ruth Maier unterbricht an dieser Stelle ihr Referat:

„Nun, so steht die Sache momentan. Heute ist der 27. September. Und was weiterhin geschehen wird, das …

Nun, am 1. Oktober, wird sich Krieg und Frieden entscheiden.“[[27]](#footnote-27)

Angesichts der Entwicklung sind Ruth Maiers Gefühle jedoch ambivalent. Ihr steht vor Augen, dass bei einem Krieg die Zivilbevölkerung das erste Opfer sein wird. Vermutlich aus diesem Grund erwähnt sie, dass die britische Regierung zugesichert habe, im Falle eines Krieges die Zivilbevölkerung zu verschonen; sie weiß jedoch, dass das kaum möglich sein wird. Im Gegenteil: Der Krieg wird „blutig“ und „grausig“ werden. Ihre Hoffnung richtet sich daher auf die Zeit nach Ende dieses Krieges:

„Vielleicht kommt nachher das Licht, Sonne und Freiheit und *Frieden.*

Ich könnte die Menschen erst wieder lieben, wenn sie durch Blut all das, was ich an ihnen so hasse, von sich gewaschen hätten. […]“[[28]](#footnote-28)

„Licht“, „Sonne“ und „Freiheit“ sind zentrale Symbole der sozialistischen Zukunftserwartung. Sprachliche Wendungen, die diesem Bereich entstammen, sind bei Ruth Maier immer wieder zu beobachten.

Für einen Moment richten sich Ruth Maiers Gedanken auf Jean, einen offenbar gleichaltrigen jungen Franzosen, den sie im Sommer 1937 in einem Ferienlager in Frankreich kennengelernt hat. In diesem Lager befanden sich auch Flüchtlingskinder aus Spanien. Mit Sicherheit wurde hier auch über die Rolle Hitlers im Spanischen Bürgerkrieg gesprochen.[[29]](#footnote-29) Die Vorstellung, dass Jean im Falle eines Krieges vermutlich eingezogen wird und mögli-cherweise fallen könnte, verunsichert Ruth Maier für einen kurzen Moment. Sie drängt den Gedanken an die jungen Männer, die sich im Falle eines Krieges in der gleichen Situation wie Jean befinden, jedoch zurück, indem sie sich auf die übergreifenden Ziele besinnt, die mit einer Niederlage Deutschlands verbunden wären:

„Ich will nicht an sie alle [die Franzosen und die Italiener] denken. Ich will nur denken, dass sie alle Menschen sind, dass sie die *Fähigkeit* besäßen, gemeinsam um ein besseres Ziel zu kämpfen, dass sie nicht wert sind, sich gegenseitig zu vernichten. Dass es nicht so sein müsste, dass ein Mensch vor dem anderen Grauen und Angst und Hass empfindet.“[[30]](#footnote-30)

Die Hoffnung auf Änderung ist jedoch schwach; resignative Gedanken gewinnen Überhand. Die Thematik wechselt. Die letzten Worte des Eintrags lauten:

„Im Radio spielen sie Schlager. Es ist eine drollige, eine grauenhafte Welt.“

Wenige Tage später, am 2. Oktober, formuliert Ruth Maier dann eine lakonische Mitteilung in ihrem Tagebuch:

„Kriegsgefahr vorbei. Hitler hat bekommen, was er wollte.“[[31]](#footnote-31)

Daran schließt sich eine kryptische, innerhalb des Kontextes sprachlich jedoch überaus eindrucksvolle Mitteilung an:

„Gestern war ich bei den Blinden. Ich gehe so gerne hin.“[[32]](#footnote-32)

Empathie und Resignation vermischen an dieser Stelle. In ihrem Zusammenspiel zeichnen sie ein Bild von Ruth Maiers Persönlichkeit.

**\***

Ein Thema, das Ruth Maier nachdrücklich beschäftigt, betrifft das Verhältnis von jüdischem Nationalismus und Zionismus. Der Ausgangspunkt ist hier der Schulwechsel:

*„Sonntag, 2. Oktober 1938, Wien*

„[…] Heute war ich das erste Mal im Chajes-Gymnasium.[[33]](#footnote-33) Die Schule ist national [prozionistisch] bis zur Bewusstlosigkeit. Es ist dies eine nicht zu unterschätzende Gefahr, und wer weiß, vielleicht bin ich nur aus Opposition keine Zionistin.

Der Direktor hielt uns eine zurückhaltende, ansprechende Rede, voll jüdischen Nationalbewusstseins. Er ist ein kleiner, zerarbeiteter Mann, der den Kopf bald auf die eine, bald auf die andere Seite legt. Er predigte uns über unsere Verantwortung, über das ‚mit Würde tragen‘,[[34]](#footnote-34) und er gab der Überzeugung Ausdruck, wir alle würden noch in Palästina landen. Er hoffe, dass auch die ‚Getauften und Konfessionslosen‘ in die jüdische Gemeinschaft hineinwachsen würden.“[[35]](#footnote-35)

Ruth Maier, religiös nicht gebunden, versucht, dem Direktor und seiner Ansprache an die neuen Schüler und Schülerinnen, die zum größten Teil von öffentlichen Schulen kommen, mit Verständnis zu begegnen. Der abrupte Wechsel erschüttert sie trotzdem. Im Zionismus sieht sie zunächst einmal nichts anderes als eine neue Form von Nationalismus. Nationalismus, auch jüdischen Nationalismus, lehnt sie ab.

Die Gründe für ihre Ablehnung formuliert sie, indem sie auf ein berühmtes, immer wieder zitiertes Grillparzer-Zitat hinweist: auf den Weg, der „von der Humanität“ zur „Bestialität“ führt. Für Ruth Maier ist die Humanität nach wie vor der zentrale Orientierungspunkt. Ideale müssen sich immer auf die *Gesamtheit* *der Menschheit* beziehen, nicht auf eine einzelne Nation oder eine Teilgruppe:

„Ja, da ist sie eben, die Gefahr: ‚die jüdische Gemeinschaft‘. Erst war meine Gemeinschaft die Menschheit, nun auf einmal soll mir das Judentum die Menschheit ersetzen? ‚Es führt ein Weg von der Humanität über die Nationalität zur Bestialität.‘ [Grillparzer: „Der Weg der neuern Bildung geht / Von Humanität /Durch Nationalität / Zur Bestialität.] Diese Worte, ich weiß nicht von wem zum ersten Mal ausgesprochen, haben sich als ganz und gar richtig erwiesen.“[[36]](#footnote-36)

Anschließend konkretisiert sie die Vorstellungen, die sie mit diesem Postulat verbindet. Der Ausgangspunkt ist dabei die Formulierung des Direktors, man könne den Nationalsozialismus „erklären, entschuldigen, aber trotzdem verwerfen“. Sie hält diese Aussage für falsch, wird aber zugleich auch von Zweifeln heimgesucht, ob sie damit auf dem richtigen Weg ist:

„Nun, ich erkläre, entschuldige und *verstehe* den Zionismus (klarerweise verbunden mit Nationalismus), aber ich verwerfe ihn. Eben weil, wie Anny Schermann heute ganz richtig gesagt hat, ich die Folgen des Nationalismus immerwährend am eigenen Leib spüre.

Ja, momentan bin ich fest überzeugt, nichts läge mir ferner als Nationalbewusstsein etc. Und doch, ist es nicht etwas absolut Negatives, Ungesundes, sich immerfort ‚die Assimilation‘ herbeizuwünschen? Seinen eigenen Untergang, den Untergang seiner Eigentümlichkeit? Nun, so schwanke ich mal hin und her zwischen Sozialismus und, wie mir auch *graut*, es niederzuschreiben, Nationalismus.“[[37]](#footnote-37)

Unverkennbar ist Ruth Maier darüber bestürzt, dass der Nationalismus ein Faktum wird, dass unterschwellig sogar für sie selber an Bedeutung gewinnt.

**\***

Ein Tagebucheintrag beschäftigt sich mit der Frage: Was macht den „Menschen“ aus? Worin besteht die Menschenwürde? Wann geht der Nationalismus in Bestialität über? – Der Ausgangspunkt ist ein Vorfall auf der offenen Straße:

„*Mittwoch, 5. Oktober 1938, Wien*

Es ist früh, kein Mensch auf der Straße. Ein Jude, jung, gut gekleidet, kommt um die Ecke. Zwei SS-Männer tauchen auf. Der eine und auch der andere geben dem Juden eine Ohrfeige, der taumelt … hält sich den Kopf …. Geht weiter.

Ich, Ruth Maier, 18 Jahre alt, frage nun als Mensch, als Mensch, frage die Welt, ob dies sein darf … Ich frage, warum dies erlaubt ist, warum ein Germane, ein Deutscher einen Juden ohrfeigen darf, aus dem einfachen Grund, weil der eine Deutscher, der andere Jude ist!

Ich rede nicht von Pogromen, von Ausschreitungen gegen Juden. Vom Fenster-Einhauen, Wohnung-Plündern … Es kommt darin die bodenlose Gemeinheit nicht so zum Ausdruck. Aber hier, in dieser Ohrfeige. Wenn es einen Gott gibt … ich glaube nicht daran und ich rufe ihn nicht gerne beim Namen …. Aber jetzt ich muss es sagen dem da oben … wenn es einen Gott gibt: Diese Ohrfeige, die muss mit Blut mit … womit muss diese Ohrfeige gesühnt werden?

Und ich will euch sagen, euch allen, euch Ariern, Engländern, Franzosen, die ihr das duldet: Diese Ohrfeige, die müsst ihr alle verantworten, denn ihr habt sie geschehen lassen.

Und dass so viel Leid ist. Immer nur Leid. Was sagt das besser als der Jude, der taumelt und dann … weitergeht.“[[38]](#footnote-38)

Prägnant, in der Diktion ihrer Anklage überzeugend, nimmt Ruth Maier die Hilflosigkeit des jungen Mannes in den Blick, der, *weil er ein Jude ist*, gedemütigt wird. Sie klagt an: *Alle*, Engländer, Franzosen, die das dulden, müssen sich wegen ihrer Passivität und Gefühlskälte, die Verletzung eines grundlegenden Gesetzes der Humanität, verantworten.

Ruth Maier geht im Zusammenhang auch auf ein Erlebnis ein, von dem ihr Susi, eine Freundin, berichtet hat. – Zuerst beschreibt sie den Vorgang: Ein Wachmann vor dem Polizeikommissariat in der Wehrgasse in Wien, vor dem jüdische Bürger stunden-, oft tagelang anstehen, um die für die Ausreise erforderlichen Pässe zu erlangen, beschimpft, bedroht, demütigt grundlos die Wartenden:

„Susi hat uns von der Wehrgasse erzählt: Ein Wachmann, der hat mit den Juden geschrien, hat gewütet, hat ‚Judenschweine‘ gerufen und so vieles andere mehr. Hat sich vor die Juden hingestellt, hat aufgerieben [Schläge angedroht]. Susi hat gedacht: Was ist denn … wenn er mir eine Ohrfeige gibt …. Ich kann nichts dagegen machen … gar nichts … aber es ist gut so …. Ganz gut … je mehr, desto besser … je mehr, desto besser.“

Die erste Reaktion auf eine derartige Demütigung ist das Gefühl absoluter Ohnmacht, dann die Bereitschaft zu passiver Hinnahme der Demütigung.

Intuitiv erkennt Ruth Maier, dass es sich hier um ein charakteristisches Reaktionsmuster handelt, durch das Menschen in „Opfer“ verwandelt und somit ihrer Würde beraubt werden. – Bei Ruth Maier selber schlägt diese Schilderung des Gefühls absoluter Ohnmacht dagegen in offene Aggression um. In ihrer Erinnerung tauchen spontan die demagogischen Judenbilder der Ausstellung „Der ewige Jude“[[39]](#footnote-39) auf, und sie projiziert die Bilder zurück auf die Täter, um in einem nächsten Schritt das Aussehen der jüdischen Häftlinge in den Konzentrationslagern mit den Bildern in Kontrast zu setzen:

„Wollt ihr mehr, ihr Schweine, ihr Untiere, ihr Bestien! Wie könnt‘ ich euch alle jetzt anspucken. Oder vielleicht soll ich euch das Bild beschreiben in der Ausstellung ‚Der Ewige Jude‘? Soll ich euch die Gesichter der Juden beschreiben, der Juden aus Dachau? Die ausgehungerten, ausgemergelten Gesichter? Intelligent, durchsichtig, voll Geist, kahl geschoren, mit der hohen Stirn, darunter ‚Der Mediziner‘, ‚Der Kaufmann‘. Soll ich euch zeigen? Auf ihre Kleider haben sie ihnen einen gelben Fleck genäht, weil wir Juden sind.

Oder soll ich euch die vielen, vielen jüdischen Männer aufzählen: Heine, Börne, Schnitzler, Marx, Lassalle, Zweig und so viele andere? Seht sie euch doch an! Das sind die Männer des Volkes, das ihr verfolgt, weil es eine andere Rasse hat.“[[40]](#footnote-40)

Ruth Maier versucht hier nichts Geringeres, als „Bilder“ unterschiedlicher Art: antisemitische Karikaturen, Bilder der tatsächlichen KZ-Häftlinge, die Namen von Repräsentanten des deutschsprachigen Judentums und die Verunglimpfung dieser Gestalten zueinander in Bezug zu setzen.

 Immer wieder geht Ruth Maier auf Einzelvorgänge ein, versucht aber zugleich, die in diesen Vorkommnissen liegende Systematik zu erfassen:

„Ich denke an eine Szene vor dem Steueramt in der Porzellangasse. Es hatte geregnet. Wir Juden standen durchnässt und fröstelnd seit sieben Uhr früh im Regen. Ein Straßenkehrer kam mit dem Besenstiel und brüllte mit uns, fuchtelte mit den Händen in der Luft herum, fuhr uns an. Schaum stand ihm vor dem Mund: ‚Wird’s es net weggehen, es Bankerter, I lass euch abführen!‘ Wie froh er war, der Straßenkehrer, dass er an uns, an der minderwertigen Rasse, seine Wut auslassen konnte. Der Straßenkehrer!

Als die Arierin drinnen vor der Tür vor uns hineinging, obzwar wir stundenlang Schlange gestanden und sie erst im letzten Moment gekommen war. Und als sie sich zu entschuldigen versuchte, da sagte einer: ‚Aber gnädige Frau, Sie brauchen sich ja nicht zu entschuldigen, wir sind eben Menschen zweiter Klasse.

Er sagte es ohne Pathos. Es hat so grauenhaft geklungen, obzwar: Wir sind ja nicht Menschen zweiter Klasse, wir sind … was sind wir eigentlich?“[[41]](#footnote-41)

Auch hier stehen die Verhaltensweisen der „Arier“ und der „Juden“ in groteskem Kontrast zueinander. Indem Ruth Maier gegenläufige Reaktionen beschreibt und auf diese Weise das Bild vermeintlicher „Normalität des Alltagslebens“ skizziert, gewinnt das hier dargestellte Geschehen ein apokalyptisches Aussehen.

**\***

Im Verlaufe weniger Tage wird für Ruth Maier die Schwierigkeit, sich in einer entwürdigenden Situation als humanes Individuum, als reflektierende Beobachterin, behaupten zu müssen, immer größer. Sie sieht sich mit dem Faktum konfrontiert, dass immer mehr Juden in ihrer Bedrängnis den Ausweg im Freitod suchen:

„*Sonntag, 9. Oktober 1938, Wien*

Es gab nie ein Ereignis in der Geschichte von solchem Elend und Unglück, solcher Erniedrigung, Scham und Bestialität.

Dass wir es *ertragen*, wundert mich. Dass wir trotz allem dem nicht den Gashahn aufdrehen, in die Donau springen.

Drei Tage vor der Entbindung geht eine jüdische Frau illegal über die Grenze. Die Familie zerrissen … die Frau als Köchin in England, der Mann in Belgien, illegal, die Mutter noch in Deutschland, der Bruder in Dachau, die Schwester …“[[42]](#footnote-42)

Schriftsteller, auf die Deutsche wie Österreicher noch vor kurzer Zeit stolz waren, deren Bücher die Zierde des bürgerlichen Haushalts waren, werden plötzlich herabgewürdigt, weil sie „Juden“ sind:

„SA-Männer kommen in die Wohnungen, Bücher requirieren, sagen: ‚Ah, den Heine lesen die Juden.‘

Verbrennen Heine, Zweig, Schnitzler. ‚Das internationale Gesindel!‘

Manche können nicht mehr mit! Die Mutter von Frau Herr hat sich umgebracht!

Nur weg!“[[43]](#footnote-43)

Für Ruth Maier ist die Veränderung, die hier sichtbar wird, unfassbar:

„*Sonntag, 16. Oktober 1938, Wien*

Es sind Pogrome!!

Sie prügeln die Juden und wollen sie an Laternen aufhängen. Sie rufen ‚Hepp, hepp‘. Die Rettungsgesellschaft hat zu tun. Sie zerstören die Tempel. Sie reißen den alten Juden an den Bärten, sie hauen die Frauen. Sie schlagen die Fenster ein. Ruth, merk Dir das! Es ist sieben Uhr abends und jetzt, in dem Moment, geht’s wieder los. Drinnen in den kleinen Gassen: Schiffamtsgasse, Leopoldsgasse etc.

Käthe geht herum mit blauen Ringen um die Augen. Es ist greulich. Man kann nichts sagen. Man presst die Lippen fest zusammen: Mittelalter. Die Träume, meine Kinderträume, meine Liebe zu den Menschen, diesen elenden Bestien… Weil ich Jüdin bin, wollen sie mich morden. Nein, und es ist so, ich muss es sagen: ‚Sind wir Vieh, Tiere? Sind wir Menschen?‘ ‚Ja‘, sagt Herr Goebbels, ‚wie die Flöhe auch Tiere sind.‘

Im Jahre 1938 war es sehr dunkel auf der Erde!“

Das Gefühl von Hilflosigkeit und grenzenloser Demütigung schlägt um in eine emphatische Solidarisierung. Ruth Maier stellt klar, dass auch sie „Jüdin“ ist und die Gedemütigten „liebt“. Sie folgt damit einem traditionellen spirituellen Gebot des Judentums:

„Und ich liebe die Juden, das ist der Erfolg. Ich liebe sie, weil sie leiden. Ich liebe sie von ganzem Herzen. […] Diese klugen Gesichter. Und mögen sie schreien ‚Hepp, hepp!‘ Ich bin Jüdin! Und es sollen es alle wissen und sie sollen mich auf die höchste Spitze des Kirchturms hängen, mir Fußtritte geben, mich anspucken, mich blau schlagen, ich bin Jüdin … Was wollt ihr denn noch? Schneidet mir die Adern auf, damit mein jüdisches Blut fließe. Johlt und schreit! Ihr Schweinehunde. Und wenn ihr diese Zeilen lesen solltet, packt mich an den Haaren, ohrfeigt mich. Ich stehe zur Verfügung… Und nachher spielt Jazzmusik und ihr freut euch am Leben. Denn es ist doch wirklich ein Genuss.“[[44]](#footnote-44)

In immer schnellerer Reihenfolge wird über Einzelausschreitungen berichtet:

„*Oktober 1938, Wien*

[…] Gestern war es, da haben sie wieder ein jüdisches Heim überfallen, und man sieht viele junge, jüdische Burschen einbandagiert. Denn es ist ein Sport, Juden zu schlagen. Der Direktor sagt: ‚Es ist eine eigene Moral, einen Juden zu schlagen‘, und er hat Recht. Es ist tatsächlich eine eigene Moral…“[[45]](#footnote-45)

In der Öffentlichkeit wird nach Einführung des „Judensterns“ verlangt:

„*Freitag, 11. November, 1938*

[…] In dem *Volksruf* steht: ‚Wo bleibt der gelbe Fleck?‘

Und wenn wir alle einen gelben Fleck tragen müssen: Sittlichkeit, im Inneren, unsere Welt, die wir mit uns tragen, die können sie uns nicht nehmen. Und drum lassen sie ihre Wut an Fensterscheiben aus, schlagen und schrein: ‚Juda verrecke!‘

Unten sagt ein Arier: ‚Dem Juden hab‘ ich an Steißen gebn, dass er glei in Winkel taumelt ist.‘

Menschen, Ebenbilder der Götter! Und dann: Selig sind, die Verfolgung leiden, um der Gerechtigkeit willen.‘“[[46]](#footnote-46)

Ruth Maier weiß, dass es für sie persönlich aus dem Zwiespalt, in dem sie sich befindet, keinen Ausweg gibt. Das Bekenntnis zum Zionismus ist für sie *kein* Ausweg. Sie weiß, dass sie eine überzeugte Sozialistin ist:

„*Freitag, 9. Dezember 1938, Wien*

[…] Und für mich hat sich nichts geändert. Absolut nichts. […] Nur vielleicht stumpfer bin ich geworden. Was mich früher *erschreckt* und gequält hat, das lässt mich jetzt kalt. Ja, als ich das erste Mal dieses ‚nur für Arier‘ auf den Bänken sah oder dieses ‚Judenverbot‘ an den Kaffeehäusern, die eingeschlagenen Fester, da konnt‘ ich’s fast nicht glauben. Jetzt geh‘ ich vorüber und seh’s kaum. Nur manchmal blitzt es mir wieder auf, wenn ich da von Herbert höre, einem Burschen, so alt wie ich, hübsch und lieb, dass der jetzt in Dachau ist. Oder wenn ich in die Wehrgasse gehe. Sehe dort wieder noch immer die Juden. ‚Wohin fahren Sie?‘ ‚Nach Shanghai.‘ Mensch, da staun‘ ich, dass es ja ununterbrochen arger wird, das Elend. […]

Ich weiß nun, dass Zionismus mit Sozialismus sich nicht vereinbaren lässt. Ich habe es heute gesehen. Ich bin Sozialistin und ich bemühe mich, diesen in mir gefühlten Sozialismus zu erobern, zu erarbeiten.“[[47]](#footnote-47)

Für Ruth Maier ist die „Judenfrage“ ein Problem, das den Betroffenen von der antisemitischen Umwelt aufgezwungen worden ist, eine „Lüge“:

„[…] Die Judenfrage ist eine Lüge. Man soll uns drei bis vier Generationen Ruhe lassen und die Judenfrage ist gelöst. Das wollt Ihr nicht zugeben. All right! So müssen wir uns selbst helfen. Autoemanzipation heißt das Wort. Haben es die Arbeiter nicht ebenso gemacht? Müssen wir darum den Sozialismus verleugnen?!?“[[48]](#footnote-48)

„Autoemanzipation“ ist das Ziel. Erneut ruht die Hoffnung auf dem Sozialismus.

Ruth Maiers jüngere Schwester Dita geht Anfang Dezember mit einem Kindertransport nach England. Sie selber hätte die Möglichkeit, ein Einreisevisum für Haushaltsgehilfinnen, also als Dienstmädchen, zu erhalten, lehnt das Angebot jedoch ab. – Ruth Maier emigriert Ende Januar 1939 nach Norwegen. Sie wohnt dort zuerst bei Freunden ihres Vaters. Im Frühjahr 1940 – kurz nach der deutschen Besetzung – legt sie das Abitur ab. Im September 1942 zieht sie in eine eigene Wohnung; sie bestreitet ihren Unterhalt mit kunsthandwerklicher Arbeit. Nach der deutschen Okkupation Norwegens ist an die Fortsetzung der Flucht in ein anderes Land nicht zu denken. Bei der zweiten Razzia in Oslo am 26. November 1942 wird Ruth Maier verhaftet. Die Verhafteten werden mit dem Schiff nach Stettin transportiert und von dort aus nach Auschwitz. Sie stirbt am 1. Dezember 1942 unmittelbar nach der Ankunft in Auschwitz. Der Transport umfasste 346 Personen: 188 Frauen, 42 Kinder und 166 Männer.

1. Abgedruckt in VEJ, Bd. 2, Dok. 33 (S. 149 ff.). [↑](#footnote-ref-1)
2. Peter Eppel: Österreichische Emigranten in den USA 1938 – 1945. – In: *Exil* 5 (1985), H. 1, S. 56 – 66, hier S. 57 (Zahlenangaben unter Berufung auf Ulrich Weinzierl). [↑](#footnote-ref-2)
3. Zitat bei Peter Eppel: Emigranten, S. 57 f. [↑](#footnote-ref-3)
4. Ruth Klüger: *weiter leben.* Eine Jugend. Göttingen 1992, S. 7. [↑](#footnote-ref-4)
5. Ebd., S. 9. [↑](#footnote-ref-5)
6. Jean Améry: *Jenseits von Schuld und Sühne.* Bewältigungsversuche eines Überwältigten. München 1988. [↑](#footnote-ref-6)
7. Klüger: *weiter leben,* S. 11. [↑](#footnote-ref-7)
8. Patrick von zur Mühlen: Ostasien. – In: *Handbuch der deutschsprachigen Emigration*, a.a.O., Sp. 338 – 344, hier S. 339. – Für weitere Details über die Lebensbedingungen der Exilanten vgl. diesen Artikel, ebenso Michael Philipp: *Nicht einmal einen Thespiskarren.* Exiltheater in Shanghai 1939 – 1947. Hamburg 1996 (= Bd. 4 der Schriftenreihe des P. Walter Jacob-Archivs). [↑](#footnote-ref-8)
9. Astrid Freyeisen: Shanghai. Rettungen am „schlechtest möglichen Ort“ der Welt? – In: *Exilforschung* 20 (2002), S. 269 ff. [↑](#footnote-ref-9)
10. Michael Philipp: Exiltheater in Shanghai 1939 – 1947. – In: *Handbuch des deutschsprachigen Exiltheaters.* Bd. 1: *Verfolgung und Exil deutschsprachiger Theaterkünstler*, a.a.O., S. 458. [↑](#footnote-ref-10)
11. Michael Philipp: *Thespiskarren,* a.a.O., S. 19. [↑](#footnote-ref-11)
12. Philipp: Exiltheater in Shanghai, a.a.O., S. 457. [↑](#footnote-ref-12)
13. VEJ, Bd. 2, a.a.O., Dok. 114, S. 338. [↑](#footnote-ref-13)
14. Ebd., S. 338 f. [↑](#footnote-ref-14)
15. Unter den Shanghai-Emigranten befand sich auch die Familie des aus Deutschland stammenden späteren Finanzministers der USA Michael Blumenthal. Vgl. W. Michael Blumenthal: *In achtzig Jahren um die Welt.* Mein Leben. 2010, S. 106 – 170. [↑](#footnote-ref-15)
16. Philipp: *Exiltheater*, S. 459. [↑](#footnote-ref-16)
17. Hans Schubert/Mark Siegelberg: *„Die Masken Fallen“ – „Fremde Erde“.* Zwei Dramen aus der Emigration nach Shanghai 1939 – 1947. Hrsg. von Michael Philipp u. Wilfried Seywald. Hamburg 1996 (= Schriftenreihe des P. Walter Jacob-Archivs. H. 5. Hrsg. von der Hamburger Arbeitsstelle für deutsche Exilliteratur). – Zur Biografie von Schubert und Siegelberg vgl. S. 140 f. – Im P. Walter Jacob-Archiv der Walter-A.-Berendsohn-Forschungsstelle befindet sich ein fadengeheftetes Exemplar der originalen Spielvorlage aus Shanghai aus dem Besitz von Mark Siegelberg. [↑](#footnote-ref-17)
18. In einem Bericht des Deutschen Generalkonsulats in Shanghai vom 19. November 1940 heißt es zu dem Vorgang: „ Unter den hier zugewanderten Juden befinden sich eine Anzahl von Schriftstellern und Schauspielern, die auf den ihnen liegenden Gebieten eine lebhafte Tätigkeit entfalten und dem jüdischen Publikum die von diesem gewünschten Theaterstücke boten. So fiel es daher auch nicht besonders auf, daß die Aufführung eines neuen Stückes unter dem Titel „Die Masken fallen“ in der Judenpresse angekündigt wurde. Es stellte sich aber heraus, daß in dem erwähnten Theaterstück das Rasseproblem in einer der nationalsozialistischen Auffassung abträglichen Weise behandelt wurde, und daß darüber hinaus die Aufführung in den Räumen des britischen Presse-Attachés Alexander stattfand und zudem in Aussicht gestellt wurde, einen Teil des Erträgnisses dem britischen Kriegsfonds zuzuführen.

Es war eine selbstverständliche Folge, gegen Verfasser und Spieler des Stückes wegen ihrer offenen Bekämpfung des Deutschtums im Bunde mit unseren Feinden das Ausbürgerungsverfahren zu beantragen, soweit noch die deutsche Staatsangehörigkeit bestand. Dies ist durch den Bericht vom 15. 11.1940 – B. 736 – geschehen.

Darüber hinaus habe ich aber die weiteren Aufführungen mit Erfolg zu unterbinden mich bemüht. Zu diesem Zwecke bin ich zunächst an die hiesige Stadtverwaltung herangetreten, die ihrerseits Fühlung mit dem englischen Generalkonsulat aufnahm. Wenn sich auch letzteres gegen eine Einwirkung seitens der Stadtverwaltung hinter die diplomatische Immunität der Botschaft verschanzte, so scheint doch der britische Generalkonsul die Mitwirkung Alexanders bei der Aufführung nicht gebilligt zu haben. Ich wies die Stadtverwaltung weiter auf ihre Pflicht hin, für die Wahrung der Ruhe Sorge zu tragen und dieses Ziel dann mindestens durch Einwirkung auf die Judenschaft zu erreichen, was mir versprochen wurde. Außerdem veranlaßte ich im Generalkonsulat eine Rücksprache mit einer der beim ‚International Committee‘ hauptsächlich tätigen Personen, dem früheren ungarischen Konsularagenten Komor . Bei dieser Besprechung wurde er darauf hingewiesen, daß das Verhalten einiger vollkommen rücksichtsloser Personen, die nichts zu verlieren hätten, die vielen unbeteiligten Juden in Mitleidenschaft ziehen müsse.

Meine Schritte haben dementsprechend eine ‚Verschiebung‘ des Stückes auf unbestimmte Zeit unter der Begründung der Erkrankung des Hauptdarstellers zur Folge gehabt, ohne daß sich die Presse – abgesehen von einem Artikel in der ‚Shanghai Evening Post‘ mit der Angelegenheit befaßt hat. […] Gez. M. Fischer“

Abgedruckt in: Michael Philipp: Selbstbehauptung im Exil. Theater in Schanghai. – In: *Zwischenwelt,* 18. Jg., Nr. 1 (Februar 2001), S. 46 – 51, hier S. 47. [↑](#footnote-ref-18)
19. Zum Typus des „Zeitstücks“ vgl. Franz Norbert Mennemeier/Frithjof Trapp: Vorwort. In Franz Norbert Mennemeier/Frithjof Trapp: *Deutsche Exildramatik 1933 – 1950.* München 1980, S. 22. [↑](#footnote-ref-19)
20. Schubert/Siegelberg: *Masken*, S. 85. [↑](#footnote-ref-20)
21. Ruth Maier: *„Das Leben könnte gut sein“*. Tagebücher 1933 bis 1942. Hrsg. von Jan Erik Vold. München 2008. – Die biografischen Angaben folgen dem Kommentar des Herausgebers Jan Erik Vold. [↑](#footnote-ref-21)
22. Ruth Maier: *„Leben“,* a.a.O., S. 130. [↑](#footnote-ref-22)
23. Möglicherweise liegt hier ein impliziter Bezug auf den ehemaligen Wiener Bürgermeister Lueger vor, durch den in Wien der Antisemitismus zur populären Waffe politischer Demagogie geworden war. Innitzer und Schuschnigg sind diejenigen, die schon 1934 das von Hand Naderer verfasste Stück *Lueger, der große Österreicher*,einen Hymnus auf Lueger, mit einer von ihnen initiierten Werbekampagne unterstützt hatten (so der Wikipedia-Eintrag zu „Lueger“). – Hitler war bekanntlich ein Bewunderer Luegers. Luegers Antisemitismus – Lueger formulierte: das „Judenproblem“ werde gelöst sein, wenn alle Juden auf ein großes Schiff geschafft würden und dieses auf hoher See versenkt werde – und Luegers zielgerichtet kalkulierte Demagogik haben Hitler bekanntermaßen nachdrücklich beeinflusst. Vgl. Ian Kershaw: *Hitler 1889 – 1936.* Frankfurt a.M. u. Wien 1999, S. 64 – 69, 97, 102. [↑](#footnote-ref-23)
24. Ruth Maier*: „Das Leben“*, a.a.O., S. 130. [↑](#footnote-ref-24)
25. Vgl. den Ausspruch Bebels: „Antisemitismus ist der Sozialismus der dummen Kerls“. [↑](#footnote-ref-25)
26. S. 131 f. [↑](#footnote-ref-26)
27. S. 132. [↑](#footnote-ref-27)
28. Ebd. [↑](#footnote-ref-28)
29. Das Ferienlager wurde von der französischen Postunion organisiert, einer vermutlich sozialistisch bzw. pazifistisch ausgerichteten Gewerkschaft (Kommentar von Ja Erik Vold, S. 91). [↑](#footnote-ref-29)
30. S. 133. [↑](#footnote-ref-30)
31. S. 134. [↑](#footnote-ref-31)
32. Diese Bemerkung bezieht sich zunächst einmal auf einen Besuch des Israelitischen Blindeninstituts auf der Hohen Warte im Wiener Stadtteil Döbling (Vold: Anmerkung auf S. 136). „Blindheit“ ist aber zugleich auch Attribut für menschliches Handeln im Allgemeinen. [↑](#footnote-ref-32)
33. Das Chajesrealgymnasium, ein jüdisches Privatgymnasium, war 1919 mit finanzieller Unterstützung der Jüdischen Gemeinde gegründet worden. Es ist benannt nach dem Oberrabbiner und Schulgründer Zwi Perez Chajes. – VEJ, Bd. 2, S. 175, Anm. 3. [↑](#footnote-ref-33)
34. Es handelt sich hier vermutlich um eine Anspielung auf den Ausspruch von Robert Weltsch (4. April 1933): „Tragt ihn mit Stolz, den gelben Fleck!“. [↑](#footnote-ref-34)
35. Maier: *Leben,* S. 134 f. [↑](#footnote-ref-35)
36. Ebd., S. 135. [↑](#footnote-ref-36)
37. Ebd. [↑](#footnote-ref-37)
38. S. 138. [↑](#footnote-ref-38)
39. Die Ausstellung wurde erstmals in München (8. November 1937 bis 31. Januar 1938; Bibliothek des Deutschen Museums) gezeigt und vom 2. August bis 23. Oktober 1938 in Wien in der Nordwestbahnhalle. [↑](#footnote-ref-39)
40. S. 138 f. [↑](#footnote-ref-40)
41. S. 140. [↑](#footnote-ref-41)
42. S. 141. [↑](#footnote-ref-42)
43. Ebd. [↑](#footnote-ref-43)
44. S. 142. [↑](#footnote-ref-44)
45. S. 143. [↑](#footnote-ref-45)
46. S. 148. – „Selig sind, die Verfolgung leiden, um der Gerechtigkeit willen“ ist eine Arie der Wiener Oper *Der Evangelimann.* [↑](#footnote-ref-46)
47. S. 156 f. [↑](#footnote-ref-47)
48. S. 167. [↑](#footnote-ref-48)